

(Nachdruck verboten.)

Was ist Ruhm?

4)

Roman von Max Kreyer.

Minutenlang blieb er unbeachtet, denn Blankert erzählte den anderen eine lustige Geschichte. Er malte in einem alten Bodentraum der Luisestadt, den ihm der Hauswirt durch dünne Kalkwände hatte erträglich machen lassen, weil er mit seinem Vater bekannt war. Eine unftete Natur, hatte er, kaum flügge geworden die Akademie verlassen und sich zwischen den vermörtelten Latten eingekapselt, von dem Bahn besallen, er könnte sich schon jetzt durch ein unsterbliches Meisterwerk sein Glück erzwingen. Allen diesen jungen Leuten, in denen es fortwährend gährte, schwebte immer etwas Großartiges, noch nie Dagewesenes vor, das sie allein bewältigen mußten; sie hatten etwas von Einsamkeit gehört, aber nicht richtig verstanden. Und so paßte auch Blankert auf seinen erweckten Lazarus die unmöglichsten Farben, kratzte sie immer wieder ab und strich aufs neue drauf los, ohne Befriedigung zu finden. Es war die Zeitvergeudung eines Menschen, der zur Höhe möchte, ohne die nötige Kraft zu haben. Schon verschiedene Male hatte er die ganze Zeichnung umgestoßen, je nachdem er einen anderen Kerl fand, der sich gegen wenig Geld hinaufschleifen ließ, um sich einige Stunden als Lazarus zu fühlen. Letzthin nun tat ihm ein Dienstmann den Gefallen, der aber plötzlich die Krämpfe bekam, so daß Blankert, tödlich erschreckt, schon glaubte, er werde ihn als Leiche in seinem Atelier haben.

„Ich lief hinaus, um Hilfe zu holen,“ schloß er dramatisch, „und denkt Euch nur, als ich zurückkomme, sitzt der Kerl wieder gesund da, lacht mich an und sagt vergnügt: „Nun bin ich wirklich erwacht.“ Was für einen Effekt habe ich mir entgehen lassen!“

„Du, den hält ich gleich Lebend nach der Ausstellung getragen,“ witzelte Ruskhe. „Die kleine Goldene war Dir sicher gewesen.“

„Das kommt nur alles davon, wenn man die Dienstleute nicht an der Ecke stehen läßt,“ mischte sich Kempen trocken hinein und reichte nun das belegte Brot herum. Das Bier kam, und man aß und trank.

„Nein, es geht nicht, es geht wirklich nicht,“ sagte Schmarr plötzlich wie aus einer Betäubung erwacht, während die anderen sich den Mund gehörig stopften. Und er begann, Blankert auseinanderzusetzen, daß ihm niemals etwas gelänge, sobald er Frauen vor sich habe; er möchte es ihm nicht übelnehmen, wenn er seine Bemühungen mit Dank ablehne. Er war nicht mehr der Spötter, sondern der Duldsame, der anderen nicht mehr weh tun möchte.

„Was, es geht nicht!“ hauchte ihn Ruskhe nun an, der rasch das zweite Glas Bier heruntergestürzt hatte. „Lieber Sohn, bist Du verrückt geworden? Dreihundert Mark, bedente doch! Das ist ja ein kleines Kapital. Du könntest Dir gleich die Haare schneiden lassen und uns alle zu einem Diner bei Dreffel einladen.“

„So viel Geld gibt's ja gar nicht,“ warf der Maler ein. Und auch Lorenzen stimmte in diese Entrüstung mit ein. „Das ist mal wieder furchtbar echt von Dir, dieser Eigensinn,“ sagte er lachend. „So etwas nimmt man doch mit, man lernt doch dabei.“

„Nein, es geht nicht,“ wiederholte Schmarr und ließ die langen, dünnen Finger durch den sprossenden Christusbart gleiten, während er die klaren, braunen Augen zu den Freunden aufschlug. „Seht Ihr, ich kann nur hübsche Gesichter vor mir sehen, dann gelingt mir's. Die Schönheit ist der Quell, aus dem ich schöpfe und der mich begeistert. Die Sächlichkeit stößt mich immer ab, und dann erstarrt mir der Ton in den Händen. Es ist wirklich so. Mein Auge will trinken, aber nur das, was meiner Seele schmeckt. Schlag mich tot, Blankert, nennt mich alle einen Faulpelz, meinetwegen einen Idioten, aber es ist nicht zu ändern; ich kann keine verkrüppelten Linien sehen.“

„Aber Herrgott, einmal ist doch keinmal,“ ließ Lorenzen nicht locker, der noch zwanzig Mark von ihm bekam und nun hoffte, bei dieser Gelegenheit die Schuld getilgt zu sehen.

„Doch, doch!“ fuhr Schmarr mit geröteten Wangen fort, die seinem schmalen Gesicht den Glanz lebhaften Feuers gaben. „Einmal ist manchmal hundertmal. Wie viele haben dasselbe gesagt und sind dann hübsch weiter gepatscht, bis sie ihr Ideal in einem Sumpf begraben haben. Kinder, laßt mir doch das bißchen Eigensinn. Wenn ich in dieser kunstfeindlichen Welt mal verhungern sollte, möchte ich wenigstens von der Schönheit beweint werden. Na, und ein paar Putten werden auch noch zur Seite stehen.“

Es war sein altes Lied, das er sang und das die Streber, die gern gut lebten, nicht verstanden. Selbst von der Natur mißgestaltet, betete er sie doch an, aber nicht im Lichte seines Spiegelbildes, sondern in aller Herrlichkeit ihrer Vollendung, die ihm die eigene Gebrechlichkeit erträglich machte. Er aß und trank jetzt nicht, denn wenn er bei diesem Punkt angelangt war, brachte er seine Ueberzeugung gründlich zum Durchbruch, wobei ihm die Rede von den Lippen perlte. Stets die Ahnung von einem frühen Tode in der schwachen Brust, klammerte er sich förmlich an sein Kunstengelium, wie an einen heiligen Retter, der ihn in dem Drangsal seines Leidens beschirmen müsse.

„Das gefällt mir, bleib Dir nur treu,“ mischte sich Kempen hinein, der seine eigene Meinung von ihm verfochten sah.

„Seht Ihr, ein bißchen Ruhm möchte ich doch auch noch erleben,“ fuhr Schmarr fort und griff nun endlich zu, erfreut über die Anerkennung des Hamburgerers.

„Ach, was heißt Ruhm?“ hielt ihm der Lebenslustige Ruskhe entgegen, der gern zum Wortstreit herausforderte, sobald die Gelegenheit es mit sich brachte. „Erst kommt der Erhaltungstrieb, dann die Widerstandskraft und dann allmählich das Klettern auf die Höhe. Ich könnte nur schaffen, wenn ich meine Bequemlichkeit hätte.“

„Ruhm ist Martyrium, eine lange Kette von Enttäuschungen,“ wandte Schmarr ein.

Die Frage war angeknüpft und brachte nun ein wüßtes Durcheinander der Ansichten hervor. Ruskhe schrie am lautesten und lachte jedesmal, sobald ihm etwas gegen den Strich ging; in solchen Dingen unterdrückte er gern seine Ueberzeugung und ließ seine Witze los, um recht zu behalten.

„Der Ruhm ist ein schwaches Weib, das heute steht und morgen fällt,“ rief Lorenzen eifrig und wiederholte es mehrmals, weil er ganz etwas Besonderes gesagt zu haben glaubte.

„Sehr richtig! Wer besitzt mehr Launen als ein Frauenzimmer,“ übertönte ihn Blankert. „Das habe ich neulich erst erlebt. Eine ganze Stunde habe ich vergeblich an der Normaluhr gewartet. Mein Mädels kam nicht.“

Selbst Kempen mußte lachen, wogegen Ruskhe, neidisch auf den Erfolg dieses Witzes, sich einen „anderen Gast“ ausbat.

Dann aber behandelte Blankert die Sache doch ernst. „Schließlich hat Lorenzen doch recht,“ sagte er wieder, indem er auf seinen langen Beinen im Zimmer umherstellte, „schon deswegen, weil wir Künstler ohne die Weiber nicht leben können. Was sollten wir wohl machen, wenn wir keine Modelle hätten! Mancher alte Kracker, der heute als Großer rumläuft, würde seinen Lorbeer hübsch zerfetzt sehen, wenn der weibliche Ateliergeist ihm ausbliebe. Na, und von der Liebe, die uns inspiriert, will ich gar nicht reden! Etwas fürs Herz müssen wir immer haben. Ergo: Das Weib führt immer zum Siege.“

Plötzlich mischte sich Kempen hinein, der nach seiner Gewohnheit wenig gesprochen hatte. „Ach, was tollt Ihr denn! Der Schöpfer ist immer der Mann, und der Ruhm ist ein Zwillingssbruder von ihm,“ knurrte er hervor, wobei er die kurze Holzspitze nicht aus dem Munde ließ. „Glaubt es mir. Das Weib ist nur die Begleitererscheinung, die wir als notwendiges Uebel mit in den Kauf nehmen müssen, der Parasit, der sich an uns vollsaugt und uns die beste Kraft nimmt, sobald wir ihn nicht überwinden können. Sie sind gerade gut genug, uns die Suppen zu kochen und die Strümpfe zu stopfen. Glaubt es mir. Man muß sich ja doch aus einem Duzend zusammensuchen, was der einen fehlt, die wir brauchen.“

Alle Lächten, weil sie ihn kannten. Ruschke jedoch rief sofort: „Germann, das hast Du wieder einmal gut gesagt.“ Und als die anderen nun eifrig dagegen sprachen, fuhr er mit erhobener Stimme fort: „Aber natürlich doch, es ist so, es ist so! Das Weib ist schöpferisch immer subaltern und kann nur reproduktiv wirken. Seht Euch doch die ganze moderne Frauenbewegung an, dann habt Ihr den Beweis dafür. Wo ist da Größe, wo der geniale Zug? Wenn sie malen, sind Blumen und Stilleben. Lampenschirme, Fächer, Ofenvorsetzer sind das Schlachtfeld, auf dem sie sich messen. Und wenn sie modellieren, dann gibts Vasen mit Schlangen und Nixenköpfe mit Seerosen an der Brust. Was sie den Männern abgeduckt haben, bringen sie als dritten Aufzug glücklich auf die Tafel. . . Jawohl, mein lieber Sohn Lorenzen — Du bist natürlich schon total verweiblicht, daher Deine Opposition in solchen Dingen. . . . Profit Kempfen, auf Dich als Schöpfer!“

„Dein Lieblichsthema!“ rief ihm der Holsteiner zu und wickelte ein langes Redefnäuel auf, in dem er sich schließlich verhaspelte. Stets auf der Suche nach Bildung, las er alles, was ihm unter die Augen kam, und verteidigte dann mit Zähigkeit die Ergebnisse seiner letzten Geisteswanderung. So hatte er einen Zeitschriftartikel: „Die Frau in der Kunst“ noch nicht gehörig in sich verarbeitet und schwamm nun in dem Gedankenstrom des Verfassers. „Die Frauen sind bisher immer von den Männern unterdrückt worden, ihre Sclabinen gewesen,“ kante er sorgsam wieder, was er in sich aufgenommen hatte, „sie sind immer als Menschen zweiter Güte behandelt worden.“

„Das sind sie auch,“ schrie ihn Ruschke nun fuchswild an. „Schon die Natur hat sie dazu gestempelt, denn sonst würden sie nicht mit breiten Hüften auf die Welt gekommen sein, die nur dazu geschaffen sind, die Röde festzuhalten. Der Mann jedoch schreitet in seiner ganzen Gloriole dahin —“

„Und zeigt dafür auch manchmal seine krummen Beine,“ warf Blankert rasch ein. „Ob das nun gerade ästhetisch ist. . .“

„Und die George Sand, die Rosa Bonheur, wie?“ mischte sich Schmarr hinein.

„Ach, das sind Ausnahmen,“ erwiderte Ruschke. „Entschieden ein Versehen der Natur. Sie fühlten es auch, sonst wären sie nicht in Männerkleidern herumgelaufen.“ Und plötzlich, als Lorenzen mit seiner Gegenmeinung schon erschöpft war, begann er, ihnen allen aufs neue einen schlagenden Beweis für seine Behauptung zu geben, worauf er erst kürzlich nach erstem Denken gekommen sei. Man spreche so viel von der Gefühlswelt im Weibe, von der Weichheit seines Seelenlebens, von der Empfindungsartigkeit der Frau. Mitleid sei der Grundzug ihres Wesens, göttliche Schwäche ihre Stärke, Anschmiegun und Hingebung die köstlichsten Seiten ihrer Natur. Alles in ihr vereinige sich zu einem großen Orchester herrlichster Töne, das die Männer mit Circengewalt in den Musikrausch dieses Geschlechts treibe. Und doch sei es dem Weibe gerade am meisten versagt, dieses innere Leben in das umzusetzen, wozu es von Natur geradezu geschaffen sei: in Töne nämlich. Die Kunst der Tondichtung sei ihm völlig verschlossen, denn nirgends höre man von einer Komponistin, nicht einmal von einer solchen, die ein klangvolles Lied zustande gebracht habe, ganz zu schweigen von einer Sonate, einer Symphonie, oder gar von einer Oper! Das könne gar nicht scharf genug betont werden, um die Schöpferohnmacht des Weibes gründlich festzunageln. Es sei und bleibe nur Mitempfinderin, die wohlige Schlingpflanze am starken Lebensbaum des Mannes, die kümmerlich am Boden dahinkriechen müsse, wenn sie ihren mächtigen Halt verliere; ihr Saft würde vertrocknen und ihre natürliche Kraft verderben. Die Natur lasse sich eben nicht meistern, sondern wandle ihre ewigen, fest vorgezeichneten Bahnen.“

Alle waren über diese neue Auslegung verblüfft und schwiegen still, um sich erst zu sammeln. Ruschke jedoch benutzte diese Pause und ließ sofort den Schall in ihm wieder steigen, indem er vergnügt ausrief: „Deshalb sage ich: die beste Frauenbewegung ist ein guter Walzer. . . Spielt nur gehörig auf, und sie werden sich sorglos in Eure Arme hängen, die Führung Euch überlassend. Schon Eva tanzte, als die Vögel sangen. Der Geist des Weibes liegt in seinen Reizen. Basta.“

In dem lauten Lachen, das jeden Widerspruch auflöste, wurde dreimal so stark geklopft, daß Kempfen fast erschreckt die Thür öffnete.

3.

Bildhauer Walzmann schob sich auf seinen kurzen Beinen herein, halb seitwärts, in jener eigentümlichen Gangart, die durch die rechte emporgezogene Schulter hervorgerufen wurde, hinter der das mächtige Haupt eingeeengt, fast halslos lag. Etwas Monumentales sprach aus diesem Kopf, der, fest gefügt, den wackligen Körper mit seiner Wucht zu erdrücken versuchte, so daß die Beine mit dem hervorgekehrten Knig etwas Schlotterndes hatten.

„n Abend, Kollegen, n Abend,“ sagte er eintönig mit seiner verrosteten Stimme, ging im Kreise umher und schüttelte jedem kräftig die Hand. „Ich suchte Dich schon, ich suchte Dich schon,“ wandte er sich dann sofort an Kempfen. „Es gibt zu tun. Neue Nahrung! . . . Unhöfliche Menschen hier im Hause! Dja. Kann man auch nicht wissen, daß Du vier Treppen wohnst. Dja. Die Maler ziehen nächstens in den Keller. Verkehrte Welt.“

Jeden, der zum Bau gehörte, nannte er Du, wie ein Fürst, der besondere Gnaden erteilt, wobei es ihm gleichgültig war, mit welcher Anrede man ihn bedachte. Im Dunkeln hatte er bereits die beiden großen Höfe hinten abgesehen, um die Spuren der Freunde zu entdecken, bis man ihn schließlich hier hinauf wies.

„Wie gehts Ihnen, Meister?“ sagte Kempfen, der ihn mit ersichtlicher Achtung behandelte.

„Danke, danke,“ erwiderte Walzmann in seinem Telegraphenstil, klemmte den schäbigen Schlapphut unter den linken Arm und kraute sich mit der Rechten in dem kurzen, stark ergrauten Floedenhaar. „Man vegetiert. Bakt seinen Kunststift ruhig weiter. . . Dja. Und Ihr lebt bon. Prast. Habt wohl geerbt? Kann mir nie passieren. Ich beerbe mich selbst. Meinen Kadaver. Ist auch danach. Krepriere ich, heulen nur die Professoren.“

(Fortsetzung folgt.)

Die familie Krage.

Von Johann Skjoldborg.

Autorisierte Uebersetzung von Laura Feldt.

Der lange Jens aber, der ein alter Infanterist war, stieß hervor: „Du darfst nicht vergessen, Jens, daß das Fußvolk sowohl stehen als schießen kann!“

Krän Obas schüttelte seine Locken: „Wir müßten elende Wichte sein, wenn wir nicht das verteidigen könnten, was unsere Vorfahren erworben haben. Ich möchte ungern meinen Eltern ins Gesicht spuden und es wäre mir unangenehm, wenn meine Kinder Grund hätten, dasselbe mit mir zu tun!“

Anderø Krage hob sein Haupt und sagte mit dem gewohnten festen Klang der Stimme: „Recht hast Du, Krän.“

Und diese sonst so trodene Stimme hatte heute einen Klang, der seinen Worten Hoheit verlieh. Seine Lippen schlossen sich wieder und er sah die Männer fest an. Es lag Unbeugsamkeit auf seinen scharfen, gradlinigen Gesichtszügen.

Einen Augenblick ward es still im Zimmer. Die Männer schauten sich an. Es war, als hätte das Gewissen selber gesprochen und ihre Gedanken bestätigt. —

„Es ist trotz alledem ein wunderlicher Gedanke,“ — Michel Peter hob seine hellen Augenbrauen —, „daß wir vielleicht sozusagen ins Feld ziehen sollen!“

„Ach,“ meinte der kleine Jøb, „die meisten von uns haben wohl schon früher Pulver gerochen! Und dann und wann muß die Rinne gereinigt werden, damit das Ganze wieder in Fluß kommen kann!“

„Ich weiß nicht, ob es noch einen anderen Ausweg gibt.“ Es war Jürgen, der das sagte. „Aber ich glaube, es wird nicht so schwierig sein, wenn nur das ganze Volk mitgeht, — denn die Flintenkugeln der Soldaten werden bestimmt nicht gegen uns gerichtet sein!“

„Aber zum Beispiel nun die Munition?“ fragte Jens Røn.

„Ja, das sag Jøber, das Krän und ich kürzlich in Sundby kauften, das steht dort drinnen.“ Jürgen zeigte in der Richtung der nach Norden gelegenen Kammer. „Aber das ist zu wenig. Wir müssen mehr kaufen, doch in kleinen Portionen, damit die Obrigkeit nicht vor der Zeit dahinter kommt und die Sache hintertreibt.“

„Welchen Kurs, meinst Du, sollen wir hier in der Gemeinde einschlagen?“ fragte der lange Jens.

„Das weiß ich noch nicht. Aber unsere Führer verlassen sich auf uns und zwar mit Recht!“

„Das ist wahr!“ antworteten mehrere.

„Und darum ist für mich die Hauptsache, daß wir, wenn sie uns rufen und fragen, ob wir etwas wollen und können — sofort antworten können: fertig!“ warf Jürgen led mit frischem Mut hin. Und es hatte den Anschein, als drückten die Gesichter der

22]

Männer dasselbe aus, als wiederholten ihre Lippen unwillkürlich fertig!

— — — — — Bevor sie gingen, wollte der Kleine Jenz das Faß Pulver sehen und Jürgen führte sie alle hin und zeigte ihnen das Faß, das unter dem Tisch neben einer Lonne mit Fleisch stand.

Und dann gingen sie alle fort aus dem Krageschen Hause und zerstreuten sich nach allen Himmelsrichtungen.

24.

Es war um die Mittagszeit im Hochsommer. Die Schafe mußten sich wohl in den kühlen Sand auf der Schattenseite der Dünen hineinwühlen und die Kühe mochten im Stall liegen und pusten; denn die ganze Gegend war wie ausgestorben; man sah weder Mensch noch Tier. Es blieb allein noch das funkelnde, zitternde Sonnenlicht nach, das sich auf alles legte, das die Hügel blendend weiß erscheinen ließ und hier und da in den Fenster-scheiben aufflammte.

Und es herrschte vollkommene Stille.

Kurz nach 12 Uhr kamen einige Männer hinter den hohen Dünen zum Vorschein. Bald erschienen andere von einer anderen Seite. Der Kleine Jenz tauchte im Nordosten wie aus dem Erdboden empor an der Spitze der Moormänner, unter lebhaften Bewegungen und Armschwenkungen. Bei Drörsbal gewahrte man Jens Rön, dem Niels Walle folgte; Mads Kirk humpelte auf seinem schlechten Beinen hinterdrein und der stille Peter folgte in einiger Entfernung. Dann tauchte eine Schar Mastruper auf, unter denen der lange Jens gleich einer Bohnenstange emporragte, vom Besten her erschien Krän Gvas, den Fischer-Tammes begleitete, der bei jedem Schritt die Beine hob, als wate er im Wasser. Sie trugen Röcke und Hosen aus halbwoollenen und halbleinenen, eigengewebten Stoffen, die in Falten und Säden ihren Körper umschlossen, wie es gerade traf; denn Stotter-Niels, der als Schneider in den Dünen von Haus zu Haus zog, hatte nie sonderlich viel vom Handwerk verstanden.

Dagegen ließ der Anzug der Hofbesitzer von der Toruper Seite deutlich erkennen, daß er in nähere Berührung mit der Kultur gekommen sei. Sie schritten langsam vorwärts und rauchten aus ihren Meeresschaum- oder Kurländer Pfeifen, die mit grünen Quasten beziert waren.

Aus dem Wiesenhofe, der ganz allein und für sich lag, kam eine einzelne, hohe, dünne, vornübergebeugte Gestalt. Sören, der Bauer, pflegte sich sonst selten blicken zu lassen und nie am Wochentag zu feiern. Seine Falkenaugen spähten daheim stets hinter den Leuten her und verfolgten ihr Tun vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang.

Aus dem Sandmoor tauchte bald hier, bald dort einer auf. Sie kamen unausgeseht, aus Torup, von den Wiesen, den Mooren und den Dünen. Sogar der „Brillenmann“ mit den schwachen Augen und den krummen Beinen, und der alte, achtzigjährige Vater des Strandvogtes, der seit vielen Jahren nicht den Holzackerraum des alten Strandhofes daheim verlassen hatte, kamen auf ihren streifen Beinen angehumpelt.

Da waren der „lahme Hineig“ und „der Schleicher“, „der Knochenmann“ und „die Ameise“, Leute, die sonst niemals dort zu sehen waren, wo es viele Menschen gab, mit Ausnahme der Strandauktionen . . . überall wimmelte es von edigen, vornübergebeugten Dünenbewohnern, die hinter den Höhen und vor den Hütten im hellen Sonnenlicht auftauchten.

Und alle strebten sie über die Heide dem Krageschen Hause zu. Dort hielt ein Wagen, der von Lem herübergekommen war. Auf dem hinteren Wagensitz saß das Mitglied des Volkstingens, Mads Peter, der den Kreis vertrat, ein älterer Bauer, und zu seiner Rechten ein politischer Führer, der augenblicklich die Gegend bereifte.

Jürgen kam barhäuptig heraus, um sie zu bewillkommen. „Aber wo in aller Welt kommen die vielen Menschen her?“ rief der fremde Politiker, als er vom Wagen sprang. „Sind es Unterirdische? Man kann ja fast keine Wohnungen entdecken!“

Jürgen antwortete voll stolzer Freude: „Wir schlafen hier auch nicht.“

„Ich bin völlig überrascht, das muß ich sagen.“ Mads Peter legte seine Hand auf Jürgens Schulter und sagte lächelnd: „Dieser hier hat ihnen tüchtig eingehaust!“

Im Versammlungshause zu Lem hatte Jürgen am vorhergehenden Abend um eine Zusammenkunft in den Toruper Dünen an diesem Tage gebeten. Der Führer hatte dazu den Kopf geschüttelt; er konnte auf seiner Tournee nur bestimmte Knotenpunkte besuchen, und „Sie wohnen da draußen in einem Sibirien!“ Er hatte über seine Brillengläser lächelnd hinweggeschaut und gemeint: „Außerdem kann es ja nicht mehr bekannt gemacht werden!“

Mit einem ledernen Zurückwerfen des Kopfes hatte Jürgen geantwortet: „Im Laufe von drei Stunden will ich 300 Mann zusammenbringen!“

Da hatte der Führer einen Augenblick vertundert aufgeschaut und plötzlich geantwortet: „Gut, wir kommen!“

Sie traten ins Zimmer, wo die Vorstehenden schon versammelt waren. Der Führer war ein Hüne, dessen Gestalt bis zur Decke reichte. Als er seine Kopfbedeckung löste, sah man einen kalten Scheitel, der sich in gewaltiger Rundung hinter der breiten, vorspringenden, faltreichen Stirn wölbte, die er senkte, sobald er über die Brillengläser hinweg den scharf und durchdringend ansah, mit dem er sprach.

Die Vorstandsmitglieder standen im Hintergrunde des Zimmers, mit wachen Sinnen den Mann betrachtend, dessen Namen sie so oft in der Zeitung gelesen hatten.

Sie zuckten zusammen, so kräftig ertönte sein tiefer Bas. Wenn er etwas sagte, überschüttete es sie gleich einer Sturzsee, in der sie völlig versankanden.

„Kjejen lief hinaus auf die Bordiele zu Marie. „Ach herrje!“ was sollen wir mit zwei so Feinen anfangen, die sogar eine weiße Hemdbluse haben!“ Sie stemmte die Handflächen gegen den Wagen. „Vor dem einen habe ich direkt Angst, der sieht böse aus!“

Es trachte, als der Führer sich in der Ecke der Sofabank niederließ; und einen halben Krug Bier trank er in wenigen Zügen aus.

Es gehörte wohl etwas dazu — zum Abkühlen; in solch einem Loche ist wohl inwendig. So also sah er aus! Die Dünenbewohner starrten ihn an, wie Kinder einen Fremden anzustarren pflegen.

Marie brachte Kaffee. Sie war rot vor Eifer und Stolz über die seltenen Gäste. Sie grüßte geniert.

Die Männer beobachteten währenddem den Führer. Schweigend saßen sie da und suchten ihn zu ergründen.

Nach und nach jedoch, als er von Dingen sprach, die sie selbst in den Zeitungen lasen, oder die sie selber dachten, ward er ihnen vertrauter. Er war ja doch i h r Mann, i h r Führer.

Bisher hatte nur Jürgen mit den beiden Politikern gesprochen. Er erkundigte sich nun nach den Zukunftsplänen.

„Es ist eine Zeit des Kampfes!“ sagte der Führer feierlich, „Und der Kampf kann lang, er kann wohl auch hart werden.“

Darauf folgte eine Pause.

„Ob es nicht bald losgehen sollte?“ fragte der Kleine Jenz mit funkelnden Augen.

„Was uns anbetrifft, so sind wir fertig,“ fügte Krän Gvas hinzu und zupfte seinen langen Bart.

Es ward unter allgemeiner Spannung laullos still.

Der Führer blickte nachdenklich zur Decke hinauf. „Re—vo—lu—tion,“ sagte er, „gibt es kaum. Hier nicht, in diesem Land!“

Bei diesen Worten glitt es wie ein Schatten über die Gesichter der Dünenbewohner. Sie sahen mutlos da, als hätten sie den festen Halt verloren und als glitte ihnen die Sache aus den Händen.

„Das Pulver haben wir!“ sagte Jens Rön und spuckte aus.

„Flinten können wir uns wohl auch auf dem Wasserwege verschaffen, wenn es auch verboten ist,“ fügte einer der Moormänner hinzu.

„Unsere Fischer können sie in Norwegen holen,“ warf der lange Jens dazwischen.

„Und Geld,“ bemerkte Michel Peter, „Geld werden wir schon herbeischaffen.“

„Ja, kauft Ihr nur Flinten!“ antwortete der Führer lebhaft. „Die sind immer gut gegen äußere und innere Feinde!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Kleintierpflege im Winter.

Wenn der Gartenkolonist im Oktober sein Obst unter Dach und Fach gebracht, das frostempfindliche Gemüse in den Kellern oder in Erdmieten gelagert hat, dann sind für ihn Parzelle und Garten vorläufig erledigt. Seine Winterarbeit besteht dann in der Hauptsache darin, die aufgespeicherten Schätze zu kontrollieren, dem Umstichgreifen der Fäulnis vorzubeugen und, was die Hauptsache, tüchtig zu essen. Es gibt ja auch eigentliche gärtnerische Winterarbeiten, die drängen aber nicht und beschäftigen in der Regel nur kurze Zeit, weshalb man dafür immer möglichst schöne, nicht zu frostige und sonnige Tage abwartet.

Anders liegt die Sache, wenn man, wie Brieche, Pflanzen- und Kleintierzüchter zugleich ist. Gurken kann man einlagern, Weizkohl kann man, indem man Wein- oder Sauerkohl daraus macht, gewissermaßen pökeln, vergängliches Obst einkochen, aber das Kleintier, was da draußen fliegt, läuft und klappt, läßt sich leider nicht über Winter in Wechhosen einlöten und bis zu der Zeit sterilisieren, zu der die Wienen wieder summen, die Hühner erneut Eier legen und die Karnikel mit Eifer der Fortpflanzung ihrer wichtigen Gilde obliegen. Jetzt, nachdem die Lauben ausgeräumt, die Betten und das notwendige Geschirr wieder als schwere Lasten in die lichtarme Stammwohnung des Großstadtsumpfes zurückbefördert sind, besinnt sich der Kolonist erst darauf, daß es verschiedene Jahreszeiten gibt, von denen manche für den Kleintierzüchter recht unbehaglich sind. Mannigfach sind die Wege, durch die man sich die Sorgen um das Kleintier erleichtert. Die Ziege, die Kuh des kleinen Mannes, die sich vom Frühling bis zum Herbst eifrig und mit Erfolg anzupfen, d. h. melken lassen mußte, wird für ein Spottgeld losgeschlagen oder abgeschlachtet. Wenn die ältere Ziege im Gegensatz zum einige Wochen alten Lämmchen auch teuren saftigen Braten liefert, so läßt sich doch das Fleisch in Verbindung mit Rind- und Schweinefleisch zu einer guten Hausmaderwurst verarbeiten. Würste dieser Art hat schon mancher gegessen, ohne es zu ahnen.

Das Federvieh der Parzelle, na nentlich die Tauben und Hühner, wandert jetzt häufig mit zurück in die Stadt. Mancher Kolonist

Übertümpelt die Tauben in Küche oder Kammer, die Hühner im luftigen Keller. Das ist zwar kein beneidenswerter Aufenthalt für flatterhafte „Hosbamen“, aber die kernigen deutschen Rassen finden sich in das Unvermeidliche. Ob eine derartige Ueberwinterung lohnend ist, steht freilich auf einem andern Blatt. Die Futterkosten sind hoch und höher geworden, und die Eierproduktion fällt in ungeeigneten Lokalitäten so gut wie ganz fort, während die Fresslust in ziemlich unerminderter Weise bestehen bleibt. Auch Kaninchen werden häufig mit in die Wohnung genommen, da ihnen schließlich eine geräumige Kiste mit reichlicher Streu, die aber stets vollkommen trocken sein muß, zugesagt. Aber die Hausagrarier sehen mit und ohne Brille schart, haben ein wachsameres Auge auf ihre Mieter und dazu einen solch grimmen Haß gegen alles, was unter den Begriff Haustier fällt, daß es so mancher Kolonist vorzieht, die kleinen Tiere draußen zu lassen, ungeachtet der gewaltigen Umstände, die die Pflege und Versorgung da draußen zur kalten Jahreszeit macht, und ungeachtet der Gefahren, die dem Tierbestand durch vierfüßiges und zweibeiniges Diebesgesindel droht. Von Erstgenannten werden gelegentlich Füchse, Marder und Iltisse, häufiger Skagen, Wiesel, Ratten den kleinen Haustieren gefährlich. Diesen Räubern ist oft nur schwer mit Fallen beizukommen.

Was die Winterfütterung des Federviehs auf der Parzelle anbetrifft, so macht zunächst das richtige Tränken der Tiere erhebliche Schwierigkeiten. Wohl kenne ich Liebhaber, deren Parzellen sich in weiter abliegenden Vororten befinden, die es aber fertig bringen, bei zweimaliger wöchentlicher Fütterung die Tiere verhältnismäßig gut durch den normalen Winter zu bringen. Sie verwenden automatische Futtergefäße, die immer genau, dem Bedarf entsprechend, soviel Futter nachrollen lassen, daß im Futtertröge ständig ein bestimmter Vorrat vorhanden ist; wobei natürlich nicht verhindert werden kann, daß Mäuse und Ratten nach Belieben mitfressen. Was die Tränkung betrifft, so ist es eigentlich erforderlich, den Tieren zweimal täglich etwas angewärmtes Wasser zu reichen. Das ist freilich unter Verhältnissen, wie den eben erwähnten, unmöglich. Selbst bei geringen Kältegraden friert das Wasser innerhalb weniger Stunden. Es gibt automatische und zugleich heizbare Saufgefäße, zu deren Erwärmung ein kleines Delämpchen dient. Diese und die Bricketheizung stellen aber keine Dauerbrandheizungen dar und müssen morgens und abends nachgesehen und erneuert werden. Trotzdem kommt es vor, daß die Delampen mitsamt dem Del einfrieren, wie mir dies vielfach passiert ist. Bei sogenannten Feldtauben, die freien Ausflug haben, fällt das Tränken fort, da die durstigen Tiere in der Berliner Umgegend jederzeit zu offenem Fluß oder Teichwasser gelangen können. Füttert man Hühner durch automatische Futtergefäße, für die nur Trocken-, d. h. Körnerfütterung in Frage kommt, so ist deren Wasserbedürfnis ein beträchtliches; es wird aber wesentlich gemindert, wenn man Runkelrüben, die man mit 80 bis 100 Pf. pro Zentner bezahlt, als Weisfutter und zugleich als Grünfüttererzeug gibt. Diese Rüben stellen ein billiges und beförmliches Futter dar; man teilt sie in der Mitte und steckt sie auf einen kräftigen Nagel auf, den man durch ein breites, festliegendes Brett schlägt. Ein mir bekannter Liebhaber zerstückt bei frostigem Wetter wöchentlich zweimal einen größeren Posten Eisstücke, die er, der Not gehorchend, den Hühnern als Tränke vorsetzt. Daß das empfehlenswert und den Tieren beförmlich sei, möchte ich nicht behaupten.

Bei Kaninchen kann man bekanntlich vom Tränken vollständig absehen, wenn man nur wenig oder ausnahmsweise mit Körnern (Hafer) füttert, sondern in der Hauptsache zerschnittene Runkelrüben, ebensolche Kartoffeln, Grünkohl, Feldjulat, Spinat usw. gibt. Grünkohl ist übrigens auch ein vorzügliches Wintergrünfutter für Hühner, Enten und Gänse; man soll ihn deshalb überall da, wo Kleintiere gehalten werden, anbauen.

Wenn man nicht sehr am Hausgeflügel hängt und nicht besonders schöne und raffige Tiere besitzt, die einen weit höheren als Schlachtwert haben, wird man immer vorteilhaft dabei fahren, sie jetzt abzuschaffen, d. h. nach und nach zu schlachten und im Frühjahr durch junge, legefähige Tiere zu ersetzen. Am kostspieligsten und unangebrachten ist die Ueberwinterung von Gänsen und Enten. Beide Geflügelrassen sind als Vießfresser in der Haltung außerordentlich kostspielig. Gänse kommen als Nutzgeflügel für großstädtische Verhältnisse überhaupt nicht in Frage, von Enten höchstens die sogenannten indischen Laufenten, die man auch da halten kann, wo kein Teich und Kumpel vorhanden ist, da sie sich schließlich mit einer Wasserbütte, in der sie ihren unerfättlichen Durst stillen und ihre wiederholten täglichen Toiletten machen können, begnügen. Diese Enten sind wenigstens fleißige Eierleger, die, wenn man den Angaben in der Fachliteratur glauben kann, pro Jahr bis 160 und mehr ihrer großen Eier legen. Auf eine solche Leistungsfähigkeit hat es bei mir bisher noch keine dieser Enten gebracht, trotz bester Pflege und Fütterung. Ich bin schon zufrieden, wenn ich 120 Eier pro Ente und Jahr verzeichnen kann, aber auch das ist ein ganz annehmbares Ergebnis. Es gibt besondere Gaumen, die das Entenei dem Hühnerei vorziehen, und es werden auch für Enteneier, ihrer Größe halber, gewöhnlich 15 Pf. pro Stück bezahlt.

Die geringsten Sorgen bereiten uns zur Winterzeit die Bienen, die übrigens Bricksle vorläufig gründlich auf dem Strich hat. Der verfloßene, vorwiegend nasse Sommer war der Bienenzucht außerordentlich ungünstig. Vermehrt haben sie sich ja wie immer hin-

reichend, und auch die Drohnen, die nur fressen und nichts arbeiten, sind zur rechten Zeit aus dem Bau herausgeschmissen und dem wohlverdienten Verderben überlassen worden. Aber mit dem Honigertrag sah es schlecht aus; die Züchter, die einem Volle 19 bis 20 Pfund des süßen Nektars entnehmen konnten dürften zufrieden sein. Bricksle hat aus den Bienen seines alten starken Volkes knapp 8 1/2 Pfund ausgeschleudert, den er bisher wie ein Heiligtum aufbewahrte, um ihn jedem mit Stolz zu zeigen, der ihn sehen will. Diesen 8 1/2 Pfund Honig stehen aber 35 Pfund Zucker gegenüber, die das betreffende Volk im September/Oktober teils sofort aufgezehrt, teils als Wintervorrat in die ausgeschleuderten Bienen wieder eingetragen hat. Jetzt sind die Bienen zur Ruhe gekommen; die Fresslust ist geschwunden, und sie sitzen dicht gedrängt im Bau. Es heißt sie nun gegen Winterfalte schützen. Der nun leere obere Raum in jeder Beute, der Honigraum, wird mit Holz- wolle oder Birsstroh dicht ausgestopft, ebenso der freie untere Raum der Beute. Auch die Räume zwischen den einzelnen Beuten stopft man mit Holz- wolle oder Strohhaut, die Ausflugsöffnungen werden bis auf die untere, die übrigens bei manchen Stöcken die einzige ist, geschlossen, während man vor die untere ein Bricket legt, das sie gleichfalls schließt, aber doch trotzdem eine bescheidene Ventilation ermöglicht. Bei sehr strenger Kälte können dann die Beuten noch mit Packleinen, alten Säcken oder Teppichen verhängt werden.

Es sei noch unseres treuen Hausfreundes, des Hundes, gedacht, der da, wo im Winter Kleintiere auf der Parzelle verbleiben, gewöhnlich die Rolle des Wächters spielen muß. Er bedarf einer warmen, durchaus wasserdichten und nicht direkt auf dem kalten Boden, sondern auf untergelegten Mauersteinen stehenden Hütte, die man so aufstellt, daß die Öffnung nicht nach der Seite der vorherrschenden Windrichtung gerichtet ist. Bei strenger Kälte nagelt man so über die Öffnung noch ein Stild dicken Stoffes, daß dem Tiere das Aus- und Einschlüpfen möglich bleibt. Selbstverständlich muß die Hütte stets mit trockener Streu versehen sein. Der Hund bedarf im Winter mindestens zweimaliger Tränkung mit sauberem, mäßig angewärmtem Wasser, dagegen nur einer einmaligen, aber reichlichen Fütterung. Für Kuckun, besonders aber für Hundelucken schwärmen die Tiere weniger, ist man aber auf diese angewiesen, so sollte man sie abwechselnd trocken oder aufgeweicht und dann vermisch mit verschiedenenartigen Küchenabfällen bieten. Die Haltung der Hunde auf der Parzelle bietet den Vorteil, daß dadurch so ziemlich jedes Diebesgesindel, auch das vierbeinige, abgehalten wird, und daß die Hundehaltung hier steuerfrei ist, während die in Groß-Berlin sonst übliche Steuer 20—30 M. pro Tier jedem vernünftigen Menschen die Lust am Weiterhalten eines Hundes verleidet sollte. Hd.

Aus freien Stunden.

(Zur Ausstellung der Lithographen im Gewerkschaftshause.)

Vom freudigen Schaffen freier Stunden erzählt eine kleine Ausstellung im Gewerkschaftshause. Lithographen zeigen, was das eigene, von dem Raub der Arbeit befreite Empfinden an Erlebnissen hatte und zu gestalten vermochte. Die Psychologie des Wanderns und der Sehnsucht nach der Sonne ist das eigentlich Wertvolle, das den einzelnen Blättern eine Art höheren Lebens, eine Tendenz nach dem Idealen verleiht. Diese Männer wollen sich nicht damit begnügen, dauernd Diener am Gefühl anderer zu sein, dauernd zu überlegen; einmal, wenn die Notdurft schweigt, möchten sie die Augen in Freiheit schweifen und die Hände dem so geröteten Glück Antwort geben lassen. Es ist gar nicht so trügerisch, daß solche Dokumente innerer Bereicherung dem äußeren Schein nach Meisterwerke der Technik sind. Freilich, eins ist notwendig: auch die Begeisterung muß den Dilettantismus und das Ueberflüssige (im Sinne von Holzbrand und Bienenkorb) meiden. Der ehrliche Beurteiler darf nun nicht verschweigen, daß einige der malerischen Versuche dem erforderlichen Niveau allzu fern blieben. Doch darf er auch feststellen, daß sonderlich zwei der Aussteller ermutigt werden dürfen, ihre Studien fortzusetzen. H. Ludwig ist ohne Zweifel die stärkste Begabung unter den hier Versammelten. Eines seiner Delbilder, eine gut ersehene Alee alter Bäume, mit den flotten Sonnenflecken und einem gelblichen Streifen dämmernenden Lichtes am Horizont, zeigt eine kluge Disposition der Massen. Der „Biergarten“ beweist, daß Ludwig auch die Unruhe geschickt in Bildform zu bringen vermag. Das laufende Kind rechts im Vordergrund mit dem weißen Kleid und der roten Schärpe würde hinreichen, ein entwicklungsfähiges Talent zu bezeugen. Ein Talent wird auch D. Wolf zu nennen sein; seine Landschaften betähren ein zartes Gefühl für Tonwerte und überraschen durch das Geschick ihrer fliegenden Manier.

Vielleicht wäre zu erwägen, ob bei einer künftigen Ausstellung neben den seligen Flügen ins Reich der reinen Künste nicht auch Proben der eigentlichen Berufsarbeit vorgeführt werden könnten. Vor allem: Berufarbeiten von besonders hoher Qualität. Diesmal gibt es davon nur einige lithographierte Karikaturen von G. Koch und zwei, drei Plakate. Man sollte meinen, daß es ein leichtes wäre, solch Programm von der Emporzüchtung des beruflichen Könnens zu erfüllen. Jedenfalls: von welchen Freuden auch immer das Silbermalen Zeugnis gibt, entscheidend bleibt die Frage nach der Meisterschaft im Lithographischen. Dabert Dreuer.